

(Nachdruck verboten.)

27

Die Fanfare.

Roman von Friß Mauthner.

Frau Käthe war überglücklich. Alle, die während der Feiertage bei ihr vorsprachen, auch Düsselhof und Fräulein Betty, mußten die Geschenke sehen und die Briefe lesen. Niemand verriet Bodes Geheimnis, aber Fräulein Betty lachte oder weinte Thränen über den tollen Spaß und versicherte Frau Käthe ganz überflüchtigweise und mit ihrer tiefsten Stimmlage, der Bode sei ein herzenguter Mann und werde gewiß wiederkommen. Die traurige Zeit wolle überstanden sein und die Trennung sei nötig gewesen. Sie hätte sich gewiß noch verplappert, wenn sie nicht, um ihr aufgeregtes Köpfchen zu beruhigen, daran genestelt und dabei den Mund mit Haarnadeln gestopft hätte.

Auch Düsselhof las die Briefe mit viel Vergnügen und meinte zu Käthes nicht geringer Ueberraschung, jeder dieser Artikel sei unter Journalisten fünfzig Mark wert.

Frau Käthe lachte. Fünfzig Mark? Da hätte sie ja schon beinahe tausend Mark unter dem alten Briefbeschwerer liegen! Ein Wunder war es ja eigentlich nicht, daß alles wertvoll war, was Bode schrieb; auch was er zu sprechen pflegte, konnte jeden Tag gedruckt werden.

Düsselhof riet, die Briefe dem alten Mettmann sofort zum Kauf anzubieten. Ein Journalist wie Bode schreibe so etwas nicht bloß für die Großgörschenstraße. Einige von den Bosheiten über bestimmte Persönlichkeiten würden bald geflügelte Worte sein. Frau Käthe weigerte sich entschieden, ihren Schatz herzugeben; eher wollte sie Herrn Mettmann etwas von den eingemachten Früchten schenken. Aber schließlich willigte sie ein, daß Düsselhof einen Brief mitnahm und ihn Freunden und Verehrern Bodes zeigte. Das konnte sie nicht verwehren, zu schämen hatte sie sich ihres Mannes nicht.

Den dritten Weihnachtstag feierte Frau Käthe damit, daß sie alle Briefe Bodes wieder einmal las. Sie war noch nicht weit damit gekommen, als es an der Thüre pochte und ein drolliger Herr hereintrat, der sich als Herrn W. Pinus und als den vertrautesten Freund ihres Gatten und des Herrn Mettmann vorstellte. Er komme im Auftrag des Verlegers, um der Frau Bode die lustigen Briefe aus Italien abzukäufen. In allen Redaktionen Berlins erzähle man davon. Das müsse gedruckt werden. Der Brief, den Düsselhof überbracht hatte, sei bereits in Lettern abgesetzt, und hier bringe er schon das erste Honorar.

In stolzer Verlegenheit schlug Frau Käthe die Hände zusammen, aber je glücklicher sie durch das Ansehen ihres Gatten wurde, desto tiefer fühlte sie die Verpflichtung, nichts ohne seinen Willen zu thun. Binnen kurzem werde Bode aus Italien zurückkehren, und dann könne er selbst die Entscheidung treffen.

Pfiffig und gerührt blickte Pinus die Frau an, die so hilflos und doch wieder so selbstbewußt vor ihm stand. Er durfte das Geheimnis um keinen Preis verraten; und wieder war er sehr zufrieden mit sich selbst, daß er nicht schwächte.

„Gott, was bin ich für ein guter Mensch!“ dachte er.

Laut aber sprach er mit sehr ernster Stimme:

„Meine liebe Frau Bode, wenn Ihr Mann zurückkommen wird, so Gott will, wird er nicht einen Pfennig in seiner Tasche haben. Er wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie für ihn zehn neue Hundertmarkscheine verdient haben werden. Wozu sind wir geistreiche Leute, wenn unser Geist uns nicht Geld einbringt? Verzeihen Sie, Sie verstehen das nicht, liebe gute Frau. Wir Journalisten schreiben immer nur für den Druck, leider Gottes oft unter dem Druck für den Druck. War gar nicht schlecht, der Wit! Ihr Herr Gemahl gehört nicht zu den Verehrern meiner Feder, aber ich bewundere ihn doch. Was er da geschrieben hat unter dem Druck, ist einfach klassisch. Es muß heraus!“

Pinus freute sich, der unwissenden Frau als einflußreiches Mitglied der Redaktion zu erscheinen.

Frau Käthe glaubte auch alles und ließ sich irren machen. Die Genossen ihres Mannes mußten die Frage in der That besser beurteilen können als sie, aber immer noch weigerte

sie sich, ihre Erlaubnis zum Abdruck zu geben. Auf vierzehn Tage könne es ja nicht ankommen, und im dringendsten Fall sei bei Bode telegraphisch anzufragen. Die lange schwierige Adresse lag ja da auf dem Schreibtisch bereit.

Sie erschrak beinahe, als sie das Wort ausgesprochen hatte. Der Telegraph war so etwas Seltenes, Vornehmes, und nun sollte er ihrer lieben Briefe wegen bemüht werden.

Pinus aber streckte beide Hände mit ausgespreizten Fingern zur Decke empor und rief aufgeregt:

„Wenn Sie wüßten, aber Sie können das nicht wissen, liebe gute Frau! Wir Journalisten wollen nicht immer gefragt sein! Verlassen Sie sich auf mich, Ihr Mann wird Ihnen nicht böse sein und dann: keine Eile? Wir haben bald ultimo Dezember, dann fängt ein neues Quartal an, das wenigstens können Sie wissen und sollen Sie wissen, und mit Anfang Januar müssen wir neue Abonnenten haben. Wir brauchen sie, verstehen Sie. Herr Mettmann selbst will die Briefe abdrucken. Nun, wollen Sie noch etwas sagen? Was der Verleger will, das geschieht.“

Der Wille des Herrn Mettmann, ihres Brotherrn, war freilich auch für Frau Käthe ein Befehl. Bode stand bei ihm in Diensten, man mußte gehorchen, doch völlig unterwarf sie sich auch jetzt noch nicht. Ihre erste Bedingung war, daß der Anfang und der Schluß jedes Briefes, so weit er sich persönlich auf die Frau und auf die Großgörschenstraße bezog, weggelassen wurde.

„Es brauchen nicht alle Leute zu wissen, wie lieb mich mein Mann hat.“

Und eilig wandte sie ihr hochrotes Köpfchen dem Fenster zu. Sie schämte sich auf einmal ihres nahen Blicks und ihrer verräterischen Gestalt.

Herr Pinus nahm die Bedingung an.

„Wir sind taktvoller, als Sie glauben“, sagte er. „Es wird zwar viel dabei verloren gehen, gerade das Bitanteste, aber Sie sollen recht haben. Unser Familienleben soll rein bleiben. Das sage ich auch immer. Meine Kinder sollen nicht immer wissen, wie ich mein Geld verdiene. Also abgemacht! Was noch?“

Zweitens und Letztes bestand Frau Käthe darauf, daß einer der Briefe vom Handel ausgeschlossen blieb: der Weihnachtsbrief. Es war der Bericht über die Schönheit der italienischen Frauen, die Bode früher immer so bezaubernd in der Erinnerung hatte und von der er nun nichts zu sehen bekam. Düsselhof hatte eine Stelle überall herumgetragen. Nur ein gewaltiges Weib sei dem armen Reisenden erschienen, die Frau Justitia, die scheinbar aber deutscher Abkunft zu sein. Sie habe stahlblaue, harte Augen und spreche auch deutsch. Im übrigen erblicke er nur unweibliche Gesichter mit Bartstoppeln um Sinn und Lippen. Und dann war Bode über die Dichterinnen des alten Rom hergefallen, unter deren Masken er die Gewohnheiten von einigen der bekanntesten Berliner Blaustrümpfe verspottete. Käthe hatte das instinktive Gefühl, daß dies nicht für die Deffentlichkeit geschrieben war.

So viel auch Herr Pinus bat, diesen Brief gab sie nicht her.

„Und wenn Herr Mettmann selber käme,“ rief sie schamerglühend, „diese Ungezogenheiten meines Mannes sollen die Leute nicht lesen.“

Herr Pinus hatte es auf der Zunge, der Frau die Wahrheit zu sagen, nur um diesen allgerühmtesten Brief zu erhalten, aber schließlich gab er sich drein und ging mit der übrigen Deute fort, nachdem er fünf nagelneue Hundertmarkscheine niedergelegt und noch einmal von seiner Freundschaft für Bode und Mettmann gesprochen hatte. In der Thür drehte er sich plötzlich um und rief:

„Und Sie wissen nicht, wo Ihr Mann in diesem Augenblick ist?“

Frau Käthe lächelte traurig.

„Was hätte es mir, wenn ich den Ort genau wüßte. Es ist ja so weit von hier; doch in vierzehn Tagen ist er wieder da.“

Herr Pinus schoß zum Hause hinaus und murmelte vor sich hin, während er der Pferdebahnlinie der Potsdamerstraße zueilte:

„Geht ein Herz! Ich hätte den Brief haben können, wenn ich ihr gesagt hätte, ihr Mann sitzt im Gefängnis, aber nur ein Räuber wäre dazu im Stande gewesen. Bin ich ein Räuber? Ich bin kein Räuber.“

Und er schwang sich geschickt in den vorüberrauschenden Schöneberger Omnibus, mit welchem er um fünf Pfennig billiger fuhr.

„Ich bin kein Räuber! Ich habe auch ein Herz!“ brummte er in sich hinein, während er im engen Wagen zwischen den dicken Mänteln der Insassen ein Plätzchen ausdrängte. Und mit herablassendem Lächeln schenkte er in einer warmen Aufwallung dem Schaffner die ersparten fünf Pfennig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Graphologische Uebergreife.

Ein bekannter Karikaturzeichner, der mit verblüffender Sicherheit das Charakteristische einer jeden Persönlichkeit zu treffen weiß, pflegt, wenn er in einer Privatgesellschaft Proben seiner Kunst zum besten giebt, seinen Modellen vorher den Kopf mit den Fingerspitzen sorgfältig abzutasten. Er glaubt nämlich steif und fest daran, daß ihm erst diese Untersuchung den richtigen Aufschluß über den Charakter der zu zeichnenden Person giebt. Die Lavatersche Physiognomik, die Kunst, aus der äußeren Schädelbildung auf den Charakter des Menschen zu schließen, scheint also noch vereinzelte Anhänger zu besitzen.

Bekanntlich hat Goethe die Idee Lavaters, mit dem er einige Zeit befreundet war, beifällig aufgenommen, ja man vermutet sogar mit starker Wahrscheinlichkeit, daß er die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe“, in denen Lavater seine Idee darlegte, stark beeinflusst hat. Mit großer Gewißheit kann man es von den Stellen annehmen, in denen auch der Handschrift jedes Menschen ein individueller Charakter beigelegt wird, der es möglich macht, aus den Schriftzügen des Menschen auf seine geistigen und moralischen Qualitäten zu schließen. Das ist, wie man weiß, Goethes ureigenste Idee gewesen, der selbst fleißig Autographen sammelte.

Die Erfolge der exakten Wissenschaften gaben diesen spekulativen Ideen den Boden ab. Trotzdem gelang es, in den letzten drei Jahrzehnten die Kunst der Handschriftendeutung zu neuem Leben zu erwecken, ja ihre Anhänger sind allen Ernstes dabei, sie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Eine Reihe von Familienzeitschriften hat diesem Bestreben nur allzu bereitwillig Vorschub geleistet. In dem Bestreben, mit den Lesern in eine sozusagen persönliche Fühlung zu kommen, verfiel man auch darauf, die Handschrift der Abomenten durch einen Graphologen beurteilen zu lassen und die Deutung, die oft recht orakelhaft, mindestens aber sehr diplomatisch abgefaßt wird, abzudrucken. Die guten Eigenschaften des Schreibenden werden sehr kräftig hervorgehoben, wie ein kleines granum salis werden dem Lobeshymnus einige weniger lobenswerte Qualitäten, wie „launisch“, „zum Leichtsinne geneigt“ und dergleichen beigelegt.

Man braucht nur eine Anzahl solcher „Urteile“ aufmerksam zu prüfen, um zu finden, daß oft innerhalb eines und desselben Urteils sich Widersprüche finden. Vor mir liegt ein — allerdings älterer — Jahrgang eines bekannten illustrierten Blatts, in dem sich folgende Deutungen finden:

1. „Gutes, sorgames Hausmütterchen, Kinderlieb, eraste Lebensauffassung, doch nicht frei von rechtshaberischem Wesen, mitunter sogar zu recht leichter Auffassung des Lebens geneigt.“
2. „Stolzes, herrliches Wesen; Schreiberin kann keinen Widerspruch vertragen. Dabei von Herzen gut und zu unangebrachter Wohlthat geneigt.“

Man kann ohne Bedenken zugeben, daß es derartige Charaktere giebt, denn in jedem Menschen, mag sein Benehmen der näheren Umgebung noch so einheitlich und ausgeglichen erscheinen, finden sich widersprechende Eigenschaften. Nur muß man fragen, welche Eigentümlichkeiten der Handschrift dem Graphologen den Aufschluß über den Charakter des Schreibenden gegeben haben. Die Vertreter der graphologischen Wissenschaft erwidern: die Form jeder Handschrift sei vom Gehirn abhängig, sie müsse deshalb die Art, wie das Gehirn sich bethätigt, widerspiegeln. Bei dieser Behauptung vermögen sie sich auf keinen Geringeren als den Physiologen Wilhelm Thierry Preyer zu berufen, der sich so viel mit dem Hypnotismus beschäftigt hat und im Jahre 1895 mit der Schrift: „Zur Psychologie des Schreibens“ der Graphologie — scharf ausgedrückt — das wissenschaftliche Mäntelchen umgehängt hat.

Trotz aller Bemühungen ihrer Anhänger hat die Graphologie bisher den Beweis nicht erbracht, daß sie mit Zug und Recht auf den Rang einer Wissenschaft Anspruch machen kann. Selbst wenn das Gehirn die Handschrift beeinflusst, bleiben doch immer die äußeren Einflüsse zu beachten, die zur Veränderung der Schriftzeichen eines und desselben Menschen beitragen. Als einer, der sehr viel schreibt, darf ich dabei wohl meine Erfahrung in die Waagschale werfen. Ich besitze eine klare, flüssige Handschrift mit angenehmen

Abmessungen. Bei ruhigem Schreiben zeigt sie nicht selten einen flotten Schwung. Wie verändert sie sich aber, wenn ich fünf, sechs Stunden auf der Parlamentstribüne bei anstrengenden Sitzungen die Reden der Volksvertreter prima vista nachschreibe! Dann verliert sie Rundung, wird hart und eadig; kurzum es ist nicht dieselbe Schrift. Ja selbst der Federhalter und die Feder beeinflussen das Aussehen der Schrift. Bei großer Ermüdung nimmt mancher den Halter zwischen Zeige- und Mittelfinger. Selbstverständlich entsteht dadurch eine Handschrift, die von der gewöhnlichen grundverschieden ist und von den Graphologen demgemäß ganz verschieden beurteilt wird.

Die Beweise dafür habe ich in Händen. Ein Blatt, das öfter von mir Beiträge erhielt, belustigte seine Leser im „Briefkasten“ mit der Beurteilung von Handschriften. Der Graphologe erhielt nun der Reihe nach auch von den Redacturen Schriftproben. Ohne mein Wissen hatte man auch einen Feigen mit meiner Handschrift beurteilen lassen. Wäre ich ein überzeugter Anhänger der Graphologie, dann müßte ich inzwischen bereits dem Größenwahnsinn anheimgefallen sein, denn die Charaktereigenschaften, die der Handschriftendeuter mir zuschrieb, gingen turnhoch über das allgemeine Menschliche hinaus. Glücklicherweise machte mich das Meintalent stutzig, das der Sachverständige mir „angedeutet“ hatte. Denn mit der entschuldigen Ausnahme einiger gereimten Versuche, die bereits mehr als zwanzig Jahre zurückliegen, hatte ich nie ein Gedicht verbrochen. Heimlich, wie ich bin, ließ ich einige Wochen später zwei Sätze eines Manuskripts, das mit einer ganz schredlichen Feder in höchster Eile niedergeschrieben war, dem Graphologen zur Beurteilung einschicken. Da kam denn glücklicherweise mein wahrer Charakter ans Tageslicht. Es war also nicht wahr, daß ich die geistigen und moralischen Eigenschaften eines Nordau und Egdy in mir vereinigie, mein „Lohn vorwärts dringender Geist“ schrumpfte zu einem „kleinen ängstlichen Charakter“ ein, der „keiner Ausdauer fähig ist“.

Wir haben damals weidlich gelacht, als mein beginnender Größenwahn auf so entsehlliche Weise zerstört wurde, aber die Sache hat doch auch ihre bedenkliche Seite. Es hat Zeiten gegeben — die noch nicht weit zurückliegen — in denen Geschäftsleute die Handschriften der Werber um eine vakante Stelle von einem Graphologen begutachten ließen und danach, nicht nach den Zeugnissen ihre Entscheidung trafen.

Noch bedenklicher ist die mit der Handschriftendeutung recht nahe verwandte Handschriftenvergleichung, von deren Ergebnissen ziemlich oft ein gerichtliches Urteil abhängt. Dem Richter ist es allerdings überlassen, ob und inwieweit er dem Gutachten der Schreib-Sachverständigen Wert beimessen will, aber wer vermag zu ermaßen, ob nicht dennoch die apodiktische Gewißheit, mit der solche Gutachten oft abgegeben werden, zur Beurteilung eines Angeklagten beiträgt, wenn auch daneben ein andres Gutachten steht, das die Identität zweier Handschriften schlankweg verneint. Daß sich Schreib-Sachverständige in ihrem Urteil direkt widersprechen, ist aber eine gerichtshistorische Thatsache. Das nicht doch zum allermindesten zu großer Vorsicht, wenn nicht einmal die charakteristischen Merkmale zweier sich ähnelnden Handschriften zur Entscheidung der Frage ausreichen, ob sie von einer und derselben Hand herrühren oder nicht.

Vor kurzem ist sogar ein Graphologe in einem weitverbreiteten Blatt mit dem Anspruch hervorgetreten, krankhafte Veränderungen der Psyche aus der Handschrift erkennen zu wollen. Daß Geistesranke bei ihrem Schreiben oft nur ein schwer zu entzifferndes Getriebe hervorbringen, ist Thatsache, aber ebenso häufig ist an ihrer Handschrift auch nicht die geringste Veränderung, die auf Störung der Seelenthätigkeit hinweisen könnte, wahrzunehmen. Es wäre Sache der psychiatrischen Wissenschaft, derartige müßige Spekulationen in ihre Schranken zurückzuweisen. Denn wozu sollte das führen, wenn es Mode werden sollte, Handschriften davon zu prüfen, ob sie nicht schon krankhafte Geistesstörungen des Schreibenden anzeigen. Die Angehörigen eines solchen Anglistischen pflegen die drohende Krankheit früh genug aus andren Anzeichen zu erkennen. Was könnte für ein Unheil entstehen, wenn womöglich Kerze der Spur dieses spekulativen Stoppes folgen wollten. Störungen der Handschrift, das beweist schon der sogenannte Schreibkrampf, haben ihre Ursache meistens in körperlichen Zuständen. So war in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, Jahrg. 1898, auch ein Fall mitgeteilt, in welchem eine älteste Lehrerin gegen Schluß eines jeden Schultjahres die Herrschaft über ihre Hand völlig verlor und jedesmal durch kurze Erholung und geeignete Behandlung in kurzer Zeit wiedergewann. Glücklicherweise gab ihr Benehmen durchaus nicht zu dem Verdacht Anlaß, daß ihr Geist an der Störung der Handschrift schuld sei.

Bis jetzt ist die Graphologie den Beweis schuldig geblieben, daß sie mit apodiktischer Gewißheit aus den Zügen einer Handschrift den Charakter des Menschen erkennen kann. Sie hat noch nicht einmal den Beweis erbracht, daß jede Handschrift stets dieselben charakteristischen Besonderheiten aufweist. Sie wird es auch nicht können. Sie kann ja nicht einmal die Thatsache erklären, daß große Geister oft mit einer geradezu schrecklichen Handschrift vorlieb nehmen müssen, während unbedeutende Menschen ihre Mitmenschen mit recht charakteristischen, harmonischen Schriftzügen erfreuen. Wo bleibt da der Einfluß des Geistes auf die Hand? —

Fritz Stowronnet.

Kleines Heuiletou.

— Theaterdirektor Dannenberg, dessen Audenten Julius Stinde jetzt wieder aufgeführt hat, ist, wie uns ein Leser schreibt, unter den mancherlei Originalen Alt-Hamburgs wohl am berühmtesten. Zahlreich sind die Anekdoten, die über diesen drolligen Mann noch kursieren. Unter seinem eigentlichen Namen war er weniger bekannt; man nannte ihn, aus welchen Ursachen ist unklar, allgemein Mattler. Stinde gedachte schon der Intimität, durch welche Mattler sich im Verkehr mit seinem Publikum auszeichnete, das leider Gottes, soweit seine gesellschaftlichen Formen in Betracht kamen, recht oft einer Korrektur bedurfte. Aber auch in diesem Punkte wußte unser Theaterdirektor gar trefflich die Schaubühne als Erziehungsanstalt zu benutzen. Nicht allein, daß die Matrosen, Ewerführer und Koflensimper von der Galerie herunterstiegen, sie hatten auch die leidige Gewohnheit, ihren „Prübnitje“, den Kautabal, mit wichtiger Hand ins Parterre zu spedieren, nachdem ihm seine aromatischen Säfte entzogen worden waren. Das war eine Art Gewohnheitsrecht, das bis in die achtziger Jahre auch noch in dem feineren plattdeutschen Variété-Theater fleißig geübt wurde, und über das Mattler sich weniger aufregte als einzelne ortsunkundige Parterrebesucher, die so unvorsichtig waren, entblöhten Haupts der Kunst ein Opfer zu bringen. Mattler kam es hauptsächlich darauf an, daß der „Prübnitje“ nicht nach oben, an den Plafond geworfen wurde, dem er allerdings gar wenig zur Zierde gereichte. Wenn Mattler solchen Unfug sah, dann hielt er wohl mitten im Spiel inne und pugte von der Bühne herab im derbsten Plattdeutsch und unter den Beifallrufen des wohl-erzogenen Parterre den rüden Gast gehörig herunter.

Daß Mattler wie wohl jeder Theaterdirektor gar manchen Verrger mit seinen Künstlern anzusehen hatte, ist begreiflich. Ich entsinne mich noch, wie eines Tags ein Ritterstück gegeben wurde; wenn ich nicht irre, hieß es „Jugomar, der Bluthund“. „Ha, da kommt mein Weib“ lautete das vom Felden Mattler gesprochene Stichwort. Aber das Weib kam nicht. Zwei, dreimal wiederholte Mattler-Jugomar das Wort. Er ballt die Faust vor der Stirn. „Wo thut sie wohl bleiben?“ brummt er. Endlich erblickt der Direktor seine Parterrier hinter den Coulissen. „Verdreibe Deern, wo bliffst Du denn bloß!“ ruft er unwillig. „Herzjemineh“, entgegnet die Künstlerin, „hättst doch 'u hübschen langsamer spielen können. Heut is doch Sonnabend um da hab ich doch erst die Treppen schenern müssen“.

Mattlers eigentlicher Wirkungskreis war aber am Eingange des Theaters, wo er in blauer Mitternachtung mit weißem schallender Stimme Inhalt und Vorzüge des gerade gespielten Stücks pries. Außer den häufig aufgeführten „Räubern“ gab er gern „Dinorah“ und das „Donauweibchen“. Auch „Timm Rhode“ der siebenfache Mörder aus Kremppe, dessen Stinde erwähnt, war ein erfolgreiches Repertoirestück. „Herein, meine Herrschaften, herein!“ rief er dann, während der wallende Federbusch ihn auf der Nase kitzelte. „Ester Play kostet vier Schilling, zweiter Play zwei und dritter Play — ich schäm mich, es zu sagen, meine Herrschaften — dritter Play kostet nur einen lumpigen Schilling!“

Auch Personen von Stande sollen bei Mattler eingelehrt sein. Gern kolportierte der Direktor das Gerücht, daß Sr. Magnifizenz Bürgermeister Winder sich die Räuber bei ihm angesehen hätte, was in der Hansafahrt zum mindesten jowiel bedeutet, als wenn in Berlin der Kaiser Herrn Direktor Samst mit seinem Besuch beehrt. Eines Tags ging Emil Deorient auf St. Pauli bummeln. Vor Mattlers Uebe drängte ihn die Kengierde; er karrt zur Kasse heran, um sein Bierchillingstück zu erlegen. „Halt!“ rief Mattler, der den berühmten Künstler erkannt hatte: „Halt, Kollegen sind frei!“

In den letzten sechziger Jahren war es mit Mattlers Theaterherrlichkeit zu Ende. Von da ab machte er sich in den Straßen St. Paulis als Ausrufer nützlich. —

— Der hollsteinische Zell. Es ist eine belamte Thatsache, daß die Zellsage nicht nur in der Schweiz im Volke lebt, man fand sie vielmehr auch in den nordischen Ländern. Man gelangte so zu der nicht unberechtigten Annahme, daß die Sage, vom Norden kommend, ihren Weg nach Süden genommen und sich auch in den südlichen Ländern festgesetzt habe. Vom hollsteinischen Zell wuch uns ein Gemälde und eine Ueberlieferung zu erzählen. Der „Nördlichen Volkszeitung“ wird darüber geschrieben: „In der Kirche zu Bewelssteth hängt ein Gemälde, welches uns einen Mann vorführt, der mit seinem Bogen einen Apfel von dem Kopfe eines Knaben schießt. In dem Apfel auf dem Haupte des Stüds steckt ein Pfeil. Einen andern Pfeil hat der Schütze quer im Mund. Zwischen beiden sitzt ein großer Hund. Einige größere Vögel stehen seitwärts von ihnen. In der Ferne zeigt sich ein Dorf, dessen Kirche in ihrem Aeußeren der Bewelsstether ähnlich ist. Ueber dem Bilde lesen wir die Inschrift: „Henning von Wulffen ist der Wüsternarisch Hauptmann gewesen, hat gewohnt in der Dammenducht, ihn hat das Land gehört, so jeko des Königs Land genannt wird, und er ist von dem König Christian dem Ersten von Dänemark Anno 1472 vertrieben worden. Seine gebaute Häuser und Land ist an den König verfallen, und er ist entwichen nach Dittmarschen, woselbst er von den Einwohnern angebracht.“ Die Ueberlieferung stammt aus der Familie des Henning von Wulffen selbst. Sein Urnenkel Daniel Lubbek hat sie aufgezeichnet. Sie berichtet uns, was sich mit Henning in Dittmarschen ereignete. Zum bessern Verständnis ist sie in die hochdeutsche Sprache übertragen.

Henning kam nach Dittmarschen und ließ sich allda von den 48 (welche damals die höchste dittmarsche Landesbehörde repräsentierten), sicheres Geleit geben und meinte, Entschädigung (für seine Güter, denn er war des Lands verwiesen) von seinem Herrn, dem Grafen Gerhardt, zu erhalten. Darüber schrieben die Herren von Hamburg an die 48 des Lands Dittmarschen, sie sollten Henning von Wulffen nicht geleiten und das Geleit auftragen. Aber die 48 haben wieder an die von Hamburg geschrieben, sie hätten Henning von Wulffen geleitet und wollten ihn das Geleit auch wohl bewahren, denn er habe um seines Eids und um seines Herrn willen weichen müssen. Aber die Herren von Hamburg haben zum andernmal so stark an die 48 geschrieben, daß sie nun Henning von Wulffen das Geleit haben aufgetragen. Damals ist ein großes Geschlecht im Lande gewesen, das hat das Hardehammer Geschlecht geheissen. Dies hat Henning von Wulffen das Geleit wieder zugefragt, trotz den 48 und dem Lande. Da sind die 48 mit dem Lande auf das Hardehammer Geschlecht gezogen und haben dem Geschlecht wohl zwei oder drei Scheunen angesteckt. Da hat Henning von Wulffen auf und davon müssen. Er ist auf seinem Pferde gekommen und hat damit davonreiten wollen. Henning hat einen Sohn gehabt, der hat Daniel von Wulffen geheissen und ist ein kleiner Junge gewesen. Den hat er hinter sich auf das Pferd genommen und davonreiten wollen, als ihn die Dittmarschen nachgefolgt sind und ihm mit Bogen nachgeschossen haben. Einer von den Dittmarschen hat dem Jungen einen Pfeil hinter dem Schulterblatt in den Rücken geschossen. Da meint Henning von Wulffen, daß der Junge zu viel gekriegt hat, daß er daran sterben muß, zieht dem Jungen den Pfeil aus dem Rücken und hebt den Jungen von dem Pferde ab. Der Junge ist in ein Gebüsch getrocken und hat sich darin verborgen.

Und Henning von Wulffen der hat auch einen Bogen beim Pferd gehabt. Den spannt er, legt denselben Dittmarschen Pfeil auf seinen Bogen, reitet zu den Dittmarschen wieder heran und schießt den Pfeil einem Dittmarschen in den Kopf, daß er auf der Stelle (strag) ist tot geblieben. („Ist tot geblieben“, eins in Holfstein noch jetzt viel gebräuchte Redewendung.)

Da haben die Dittmarschen Henning von Wulffen umringt vor einem Schlagbaum, weil er mit seinem Pferde nicht hat darüber können und haben ihn allda totgeschlagen und in Stücke zerhacken.

Und das war Henning von Wulffen, der mit seinem Bogen konnte so genau (ist) schießen, daß er mannmal einen von seinen Söhnen eine Strecke hat hingehen lassen, einen Apfel auf den Kopf gezeit und ihn davongeschossen. Auch hat es sich einst begeben, daß sein Herr, Graf Gerhardt, es von Wulffen hat zu sehen gewünscht und zu ihm gesagt: „Ich höre, Henning, daß Du so genau schießest, daß Du kannst Deinen Söhnen Apfel von dem Kopfe schießen; das wollte ich wohl gerne einmal von Dir sehen.“ Darauf hat Henning von Wulffen gesagt: „Ja, gnädiger Herr, so Ihr das zu sehen wünschet, sollt Ihr es sehen.“ Und er spannt seinen Bogen und legt einen Pfeil darauf, nimmt auch einen Pfeil quer in den Mund, läßt seinen Sohn hingehen und einen Apfel auf den Kopf legen und schießt den Apfel von dem Kopfe. Da hat der Graf Gerhardt zu Henning von Wulffen gesagt: „Henning, warum nimmst Du den Pfeil in den Mund?“ Darauf Henning von Wulffen: „Gnädigster Herr, um Gerechtwillen mühte ich den Schuß thun. Wenn ich meinen Sohn dort aber hätte totgeschossen, so solltet Ihr den andern Pfeil gehabt haben.“

Theater.

k. Wie „feine Raunen“ der Schauspieler, oder wenigstens was von der Kritik dafür angegeben wird, oft entsteht, dafür erzählt der „Vär“ ein paar amüsante Beispiele. Infland trat im Jahre 1796 auf dem weimarschen Hoftheater zum erstenmal in der Titelfolle des von ihm selbst verfassten Schauspiel „Der Spieler“ auf. Er war vorher bei Goethe eingeladen gewesen, und als er daher sehr spät in die Garderobe kam, fand er hier einen Neberröck, der ihm zu eng war, so daß er ihn zu seinem grössten Verrger nicht anzuziehen konnte. Es war aber keine Zeit mehr, diesen Schaden wieder gut zu machen, da die Ouverture bereits ihrem Ende nahe; er mußte also in dem engen Neberröck hinaus auf die Scene. In einer Recension, die der Kritiker Karl August Vöttiger schrieb und die er später mit andern zusammen als „Entwicklungen des Pfandschens Spiels bei dessen Gastdarstellungen in Weimar“ herausgab, heisst es darüber: „Es war charakteristisch und so ganz für den allmächtigen, sich über die Lebensforderungen bequem hinwegsetzenden Spieler bezeichnend, daß Inland den Neberröck nicht anzuziehen trug“. Derselbe Kritiker entdeckte auch eine solche „feine Raune“, als er in Hamburg den Darstellungen des Schauspielers Carl Ludwig Schröder beiwohnte. Nachdem dieser als König Lear den Fluß über seine beiden Töchter gesprochen hatte, machte er eine Pause. Vöttiger lobte dies ganz besonders, die Pause habe den tiefsten Eindruck gemacht, sie habe so ganz die Erhöhung des Vaters und die Notwendigkeit, sich zur Vollendung des furchtbaren Ausspruchs zu sammeln, bezeichnet, und sei dann so ganz natürlich aus dem Gefühle Lears hervorgegangen. Er teilte seine Gedanken über die Pause Schröders mit. Dieser entgegnete lachend: „Die Sache ging ein wenig anders zu! Ich sah, wie in der Conflisse ein Kalbsknochen umgefallen war und schon die Detonation im Brand geschloß hatte. Ich stürzte aber in der Pause in meiner Eigenschaft als Regisseur und Direktor dem Theatermeister, der nichts davon wahrnahm, Leise zu: „Er Giel, sieht er denn die umgefallene Kerze nicht?“

Geographisches.

— Die Warmwasser-Teiche an der Westküste Norwegens. In einem Aufsatz unter dieser Ueberschrift macht Prof. Dr. Håpke in der Zeitschrift „Himmel und Erde“ auf drei eigenartige kleine Wasserbecken an der Westküste Norwegens aufmerksam, deren große Wärme bis jetzt noch nicht genügend erklärt ist. Zwei dieser Teiche liegen auf den Inseln Lysnäs und Selø im Gardangerfjord, der dritte — Ostravit-Teich genannt — bei Eterfund in der Nähe der Küste. Der letztere wurde 1878, die beiden andern 1884 aufgefunden. Der Teich von Lysnäs, der eine Länge von 300, eine Breite von 170 Meter hat und bis zu 5 Meter tief im Urgestein eingebettet ist, hatte im Juli 1898 bei einer Lufttemperatur von 13,5 Grad in verschiedenen Tiefen Temperaturen von 26 bis 28 Grad Celsius und einem mit der Tiefe zunehmenden Salzgehalt von 1,5 bis 3 Proz. Er ist jetzt, ebenso wie die Teiche auf Selø und bei Eterfund, für die Aufzucht hergerichtet und darum mit einem Kanal nach dem Meer hin versehen, während früher der Salzgehalt durch gelegentliche Sturmfluten und Verdunstung erneuert resp. vermehrt wurde. Neben der Aufzucht hat sich hier ein reiches Tier- und Pflanzenleben von Formen des Meeres entwickelt. Dasselbe gilt von dem Seløer Teich, der etwa ebenso groß ist, aber eine Wärme von mehr als 30 Grad Celsius erreicht, und von dem Ostravit-Teich, der 12 Meter tief, in einer Wassertiefe von 1 bis 1,5 Meter ebenso salzig wie das Meer ist und in den tieferen Schichten eine Temperatur von 28 Grad aufweist; einmal, im August 1885, ist hier in 3 bis 4 Meter Tiefe gar eine Temperatur von 34,5 Grad Celsius beobachtet worden. Im übrigen schwanken die Temperaturen in den drei Teichen, die offenbar alle gleicher Art sind, zwar je nach der Jahreszeit, doch mit großer Unregelmäßigkeit, so daß das Maximum mitunter schon im Mai, in andern Jahren erst im August erreicht wurde. Einzelne norwegische Gelehrte haben die Teiche bereits beobachtet und Angaben über sie veröffentlicht; doch fehlt es an einer plausiblem Erklärung für die große Wärmeentwicklung, für die u. a. Sonnenstrahlung, auch die Nähe warmer Quellen als Ursachen genannt werden. Von letzteren jedoch liegen bisher keine Spuren in jener Gegend vor, und die Sonnenstrahlung erscheint zum Hervorbringen der warmen Temperaturen aus verschiedenen Gründen dort nicht ausreichend. Prof. Håpke schließt seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß hier noch eine Frage unzulänglich beantwortet sei, die nicht nur für die physikalische Geographie, sondern auch für den Biologen von Interesse ist, da neben dem Salzgehalt die Temperatur den wichtigsten Lebensfaktor für die maritimen Organismen bildet. — (Globus.)

Aus der Pflanzenwelt.

— Victoria regia. M. Sellwig schreibt in der Wochenschrift „Aerthus“: Keine Pflanze der Botanischen Gärten findet mehr Interesse im Publikum, als die Victoria regia. Trotzdem die Pflanze mehrjährig ist, wird sie doch in Europa alljährlich frisch aus Samen gezogen, man überwintert sie aus praktischen Gründen nicht. Es würde erstens ein riesiger Aufwand von Feuerung erforderlich sein, um stets die nötigen Wärmegrade in der Luft sowie im Wasser zu erhalten, zweitens ist bei unsrem langen und dunkeln Winter das Resultat dann immer noch sehr fraglich. Man wählt daher das billige und sichere Verfahren, die jährliche Neuanzucht. Zu diesem Zwecke säet man die womöglich selbst geernteten, im Wasser aufbewahrten, erbsengroßen Samenkörner im Januar oder Februar in Schalen oder Gläser aus und stellt dieselben in einem bis 25 Grad Reaumur erwärmten Bassin auf. Nach 25 bis 30 Tagen werden sich die Keime zeigen. Es wird nun von Zeit zu Zeit für teilweise Wassererneuerung Sorge getragen und die Sämlinge möglichst hoch gestellt, um ihnen recht viel Licht zukommen zu lassen. Auch darf die Lufttemperatur nicht unter 20 Grad Reaumur sinken. Bald werden sich nunmehr die eigentümlich pfeilartig gefornnten Blätter entwickeln; dann nimmt man ein Verpflanzen vor. Nach dem dritten bis vierten Blatt nehmen die folgenden Blätter eine länglich runde, noch später eine kreisrunde Form an. Während dieser Zeit hat man für die nötigen Wärmegrade Sorge zu tragen und durch öftere Wassererneuerung die Pflanzen vor Veralgung zu schützen.

Ende April oder Anfang Mai bringt man die inzwischen ziemlich kräftig gewordenen Pflanzen in das für dieselben vorher präparierte Bassin. Bevor dieses mit Wasser gefüllt wird, bringt man in dasselbe mehrere Fuder Erde — Rasen- und Komposterde, vermischt mit Rinderdünger oder Dungerde — hügelartig hinein. Dann wird das Bassin voll Wasser gefüllt und alle leichten schwimmenden Teile der Erde oben abgefüllt. Nachdem das Wasser bei tüchtigem Heizen einige Tage gestanden hat und inzwischen, wenn nicht genügend klar, nochmals erneuert wurde, ist dasselbe so weit durchwärmert, um das Anpflanzen vorzunehmen. Gleichzeitig besetzt man das Bassin mit vielen andern schwimmenden untergetaucht wachsenden Wasserpflanzen, ebenso mit Fischen, um das Wasser möglichst rein von Algen zu erhalten. Bei gutem, klarem Wetter wird die Victoria nun schnell und kräftig wachsen und bald die eigenartigen, mit einem 15—20 Centimeter hohen Rand versehenen Blätter bilden. Die kreisrunden Blätter erreichen, wenn vollkommen ausgebildet, einen Durchmesser von 2 Meter. Sie sind oben und unten mit Stacheln besetzt, die sehr stark und spitz sind, ebenso der Blattstiel. Die untere

Seite des Blattes ist stark gerippt, wodurch dem Blatte in Verbindung mit dem um dasselbe sich befindenden Rande eine Tragfähigkeit bis zu 40 Kilogramm verliehen wird. Ende Juli oder August wird sich dann die erste Knospe zeigen, die sich des Abends aus dem Wasser erhebt, um am Morgen wieder unterzutauken. Nach Verlauf einiger Tage öffnet sich dieselbe, nachdem sie schon einige Stunden vorher den ganzen Raum mit einem starken, aber angenehmen Duft erfüllt hat. Sie öffnet sich des Nachmittags von 4 Uhr ab allmählich immer mehr unter gleichzeitiger Ausströmung von großer — bis zu 40 Grad Celsius — Wärme. Nachdem sie die ganze Nacht hindurch geblüht, legen sich die Blumenblätter allmählich wieder zusammen und sind bei klarem Wetter gegen 8 Uhr, bei trübem gegen 11 Uhr mittags wieder geschlossen. Dieser Vorgang wiederholt sich am zweiten Tage, nur mit dem Unterschiede, daß die am ersten Tage rein weiße Blume jetzt rosa blüht. Auch am dritten Tage öffnet sich die Blume nochmals, jedoch zeigen sich jetzt alle Merkmale des Verblühens: die Form ist ganz verloren gegangen und die Farbe schmutzig rot geworden. Beim Schließen der Blume taucht sie nun auch unter, um sich nicht wieder zu zeigen. War die Blume besonders schön, so hat man es vielleicht für gut befunden, sie zwecks Gewinnung von Samen zu befruchten. Dies geschieht am zweiten Morgen des Erblühens, indem man mit einem weichen Pinsel oder mit Watte den Pollenstaub auf die Narbe überträgt. Bevor die Blume dann gänzlich untertaucht, bindet man sie in einen dauerhaften Stoff ein, um das Ausfallen der Körner aus der sich nun bildenden Kapsel zu verhüten. Es werden jedoch nicht allzu viel Blüten befruchtet, da dieses auf Kosten der sich noch bildenden Knospen geschehen würde, da die Pflanze dann nicht mehr im Stande sein würde, große Blumen zu produzieren. Bei günstigen Wetter und bei guter Verfassung der Pflanze wird jeden 4. bis 5. Tag eine Blume vorhanden sein. Sie blüht so bis zum Oktober ununterbrochen. Im Amazonasstrom bedeckt diese herrlichste aller Wasserpflanzen meilenweit den Strom. Dort wurde sie auch zuerst in einem der Nebenflüsse desselben von dem deutschen Botaniker Cänke 1801 gefunden. Nach Europa und zwar nach England kamen 1848 die ersten Samen, aus denen Pflanzen gezogen wurden. 1851 kamen solche auch nach Deutschland und zwar blühte die Pflanze in dem Jahre zuerst in Hannover, alsdann in Hamburg, 1852 auch in Berlin in dem damals berühmten Borstigen Garten. Von hier aus fand sie bald und schnell überall Weiterverbreitung, so daß man sie jetzt fast in jeder größeren Stadt vorfindet. —

Humoristisches.

— Guter Anfang. ... Sie sind Musiker und wollen meine Tochter heiraten?
 „So ist es!“
 „Was bringen sie denn in die Ehe mit?“
 „Nur — einen Hochzeitwalzer hab' ich schon komponiert!“
 — Voraussicht! „Wohin so eilig, Frau Calculator?“
 „Zur Bahn!“
 „Schad' — ich wühl' eine Neuigkeit...!“
 „O mei! Jetzt versäum' ich schon wieder den Zug!“
 — Merkwürdig. Vadsisch (dem neuen Landrichter begnend, der eine starke Trinkenase hat): „Ist aber das absehnlich, so eine rot und blau geschwollene Nase!“
 Mutter: „Schon ist's freilich nicht — zu entschuldigen ist sie nur wegen der vielen Schiffsalschläge, die den Landrichter getroffen!“
 Vadsisch: „Und merkwürdig — alle auf die Nase!“
 („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Seit dem 1. September erscheint unter dem Titel „Die weite Welt“ eine Wochenabgabe vom „Fels zum Meer“. Die Hälfte des Blatts ist reine „Woche“. — Jetzt hat jeder Deutsche Gelegenheit, sich wenigstens einmal im Leben kostenlos „abnehmen“ zu lassen. — Die Redaktion der „Deutschen Bühnengenossenschafts-Zeitung“ ist dem bisherigen Direktor des Stadttheaters in Ulm, Herrn Georg Richard Kruse übertragen worden. — Emil Reithaler hat das Neue Theater für die Sommeraison in den Jahren 1901 bis 1903 gepachtet. — ar. Die Berliner Secession umfasst jetzt drei Ehrenmitglieder (Widlin, Hildebrand, Raibl), 68 ordentliche und 90 korrespondierende Mitglieder. — ar. Die Nationalgalerie hat ein Landschaftsbild des Düsseldorfers Malers Frij von Wille angekauft. Das Werk führt den Titel: „Ein Eiselnest“. — t. Der Preis des 13. Internationalen Medizinischen Kongresses in der Höhe von 4000 M. ist dem Professor Ramon y Cajal für seine Untersuchung über die Feinstruktur des Nervensystems verliehen worden. —